

Ich möchte meine diesjährige Reichsrede\* mit dem Briefwechsel zwei deutscher Schriftsteller beginnen, dessen Positionen aus dem Herbst 1950 bis in unsere Tage reichen. Der eine Schriftsteller hatte das Dritte Reich nicht als Nationalsozialist, aber als Deutscher in loyaler Haltung bis zum Ende erlebt. Der andere Schriftsteller wirkte im Bereich des geistigen Widerstandes, in der Form von Sonetten beispielsweise, von denen man später sagte, sie seien von Hand zu Hand gegangen. Der eine geriet nach 1945 in eine Lage, die von Jahr zu Jahr umstrittener wurde; sie steigerte sich Ende der sechziger Jahre zu einer Medienkampagne, unter deren zermürbenden Folgen er starb, als seien in ihm alle Energien erloschen. Der andere galt seit 1945 als ein Säulenheiliger, dessen Worten man andächtig lauschte und einen bestimmenden Rang in den eigenen Gedankengängen einräumte. Der erste war ein Reichstreuer, der zweite ein Reichsverächter. Jener war ein Befürworter, dieser ein Gegner jeglicher deutscher Wiederbewaffnung. Jener galt als Verführer, dieser als Guru.

Jener eine war Bernt von Heiseler. Dieser andere war Reinhold Schneider. Sie setzten nach dem Kriege eine Korrespondenz fort, die schon im Kriege begonnen hatte: in der Regel zwischen Brannenburg am Inn und Freiburg im Breisgau. Im Herbst 1950 hatte Heiseler ein starkes Bedürfnis, sich mit Schneider einmal wieder auszusprechen. Es stand nichts Geringeres an als die deutsche Frage in ihrer substantiellsten Bedeutung. Es kam zu einem Treffen damals nicht. Wie aus dem Briefwechsel hervorgeht, erübrigte es sich. Die Fronten waren zu klar und unversöhnlich abgesteckt.

## I

Am 27. September 1950 schrieb Bernt von Heiseler an Reinhold Schneider: „Im Gespräch müßte ich von Ihnen hören, was für ein Geschichtsbild und was für Werte es sind, die Sie durch die bitteren Erkenntnisse unserer Zeit zerstört sehen. Denn ich würde denken, daß z. B. das, was das Herzstück der deutschen Geschichte ist, der Reichsgedanke, durchaus noch gilt . . . Denn nicht wahr: Gaben Gottes an Menschen oder Völker werden doch nicht ausgelöscht; sie verändern nur ihre Form . . . Wir Deutschen waren einmal das Reichsvolk und wir bleiben es, wir mögen getan haben was wir wollen. Das denken Sie doch auch? Aber darum ist es jetzt so auch sinnvoll, daß der Mantel des Reiches in Fetzen zerstückt ist . . .“

Reinhold Schneider antwortete Bernt von Heiseler am 5. Oktober 1950: „Sie werfen die Frage nach der Gültigkeit der Reichssendung auf, die mich in der letzten Zeit oft beschäftigt hat. In der Geschichte sind meines Erachtens nur zwei Erscheinungen von Dauer: die Kirche Jesu Christi und das jüdische Volk. Es mag sein, daß an Karl den Großen der Auftrag, die Welt zu ordnen, ergangen ist und daß dieser Auftrag sich forterbte bis zur Auflösung des Alten Reiches. Warum aber sollte ein solcher Auftrag – wie jede Sendung in der Geschichte – nicht zeitlich begrenzt sein? . . . Hatte Karl der Große den Auftrag – woher wissen wir es? – so hat er sich an

diesem Auftrag auf das furchtbarste vergangen, indem er das Reich Jesu Christi mit dem Schwert, mit Verfolgung und Unterdrückung auszubreiten suchte und damit der heillosen Tragödie der Macht- und Kirchengeschichte einen offenbar unüberwindlichen Anstoß gab. Weder Kreuzzüge noch Slawenzüge, weder Kaiser- noch Papstgeschichte lassen sich in ein auch nur tragbares Verhältnis zum Evangelium bringen, das doch den von beiden erhobenen Anspruch tragen kann und soll. Trotzdem kann der Auftrag bestanden und sich fortgeerbt haben – obgleich ich mir, wie gesagt, eine solche Aussage nicht zutraue. Wenn heute noch etwas von ihm vorhanden ist, so könnte es nur der Auftrag an die Deutschen sein, eine Antwort zu geben auf die beendete Reichsgeschichte, das heißt nun wirklich, im radikalen Sinne das Reich Gottes und seine Verheißung zu suchen . . . Das Alte Reich hat großartige Menschen, Werke und Taten hervorgebracht, aber der Widerspruch zwischen Verkündigung, Tat – und Denken ist so entsetzlich, daß ich mindestens die Form für endgültig verwirkt halten muß . . . An dieser Stelle muß ich mich lossagen.“

Der nächste Brief aus Brannenburg wurde am 6. Oktober geschrieben: „Was Sie vom ‚Reich‘ sagen, leuchtet mir wohl ein: ein Auftrag, von Gott erteilt, bedeutet immer ein In-Pflicht-genommen-Sein, niemals aber ein sicheres Versprechen auf irgendwelche irdischen Besitze. Will Gott, daß wir alles Land verlieren, das deutsch war, wir müssen es hinnehmen. Es ist sogar den Juden vom Jahr 70 n. Chr. bis in unsere Tage hinein ihr verheißenes Land einfach entzogen worden . . . Aber ich glaube doch, solange Gott uns als Volk überhaupt existieren läßt – seine Hand kann uns morgen auslöschen – sind wir an diesen Auftrag gebunden. Das war doch der ‚Name‘, bei dem wir gerufen worden sind. Unter diesem Namen sind wir sein. Ihre Auffassung von der schweren und etwa den Auftrag aufhebenden Verschuldung Karls d. Gr. oder der Päpste: weil sie Gewalt gebraucht haben, kann ich deswegen nicht teilen, weil sonst durch die unvorstellbaren Gewalttaten Israels bei der In-Besitznahme des Heiligen Landes des jüdischen Volkes Auftrag eigentlich auch hinfällig hätte sein müssen. Stattdessen kann man, wenn man so will, aus dem Alten Testament herauslesen, als hätte Israel bei dieser Eroberung in Gottes Auftrag gehandelt. Ich erinnere mich an eine Stelle (die ich allerdings erst wieder hervorsuchen müßte, aber sie steht da!), wo das jüdische Volk sogar der Untreue bezichtigt wird, weil es nicht gründlich genug mit den unterjochten Völkern aufgeräumt, weil es Weiber und Kinder zu sich genommen habe.<sup>1)</sup> Irdische Geschichte vollzieht sich von Schuld zu Schuld. Für diese Schuld besteht Verantwortung, die Schuld wird bestraft, ihre Folgen werden getragen, müssen getragen werden. Aber gewaltlos können irdische Reiche niemals bestehen . . . Hier ist ein Wirbel, den man mit Goethes Worten („Ihr stoßt ins Leben uns hinein . . .“) zwar umschreiben, aber auch nicht näher erklären kann. Hier ist einer der ganz rätselhaften, von Geheimnis umwitterten Punkte im Weltgeschehen (so wie etwa: Prädestination und Willensfreiheit – und es gibt noch mehrere), deren Lösung, wie mir scheint, auf keine Weise mit irdischen Augen, irdi-

scher Erkenntniskraft auch nur erraten werden kann . . . Der Christ muß in diesem Widerspruch ausharren, er muß sein Gewissen wach und scharf halten, daß es ihm diese Widersprüchlichkeit täglich ins Bewußtsein bringe. Aus dem Widerspruch, sozusagen, ‚aussteigen‘ wollen, aus dem Strom der Gewalt ans Ufer der Reinheit flüchten wollen, das scheint mir – Indertum, oder man könnte auch sagen: Häresie, wie immer dort, wo Ein Gedanke überbewertet wird.“

Die unerschütterte Antwort aus Freiburg vom 10. Oktober 1950 lautete: „Sie haben ganz Recht: Reiche, wie wir sie kennen, sind ohne Gewalt nicht denkbar, das Alte Testament ist von ihr erfüllt. Ich kann mir nicht helfen: ich bin zu einer radikalen Haltung gekommen, die wohl etwas Gefährliches hat, daß sie auch häretisch sein könnte, glaube ich nicht. Christen sind wir insofern, als wir Christus nachzufolgen suchen, das neue Gebot steht durchaus im Widerspruch zur Gewalt, dafür ist freilich dem Menschen Friede, aber auch die Gewalt des Glaubens verheißen: eine essentiell christliche Macht, die notwendig Macht in der Geschichte ist . . . Wie die Vergangenheit sich abgefunden hat mit dem Widerspruch zwischen Evangelium und Gewalt, weiß ich nicht: wohl dem, für den er wenigstens ein heillooses Leiden war. Heute kann man Gewalt nur ausüben oder behaupten, wenn man die Mitschuld an der Verwendung modernster Waffen auf sich nimmt . . . Warum soll ich nicht aus einem Zuge steigen, wenn ich weiß, daß es der falsche ist? Warum nicht als Christ von Indien lernen? . . . Man kann in dieser tragischen Frage nur seine Entscheidung vollziehen und aussprechen. Die Gegensätze sind nicht aufzuheben, wir kämen wohl auch im Gespräch nicht weiter.“

Heiseler versuchte es noch einmal am 13. Oktober 1950: „Insofern ist ein Mißverständnis in unser Gespräch gekommen – was vermieden würde, wenn man sich persönlich statt in Briefen sprechen könnte – als ich natürlich niemals daran denken könnte, Ihnen Vorwürfe über ‚häretische‘ Gedanken zu machen. Sondern es ist so: Ihre Gedanken liegen mir sehr nah, als evangelischer Christ ist man ja ohnehin, glaub ich, geneigt, auf radikale Entscheidungen zu dringen, und gerade weil mir das, was Sie sagen, so nahe liegt, suchte ich Ihnen mit jenem Wort zu erklären, was mich abhält, mich ganz in diese Richtung zu werfen . . . Alle diese Dinge beschäftigen mich sehr, und ich finde mich täglich von neuem dem unaufhebaren Gegensatz gegenüber. Aber ich glaube noch immer, daß es da zwar eine persönliche Entscheidung gibt – wie Sie sie vollzogen haben: die Entscheidung des einzelnen Mannes, der Christ ist – niemals aber eine solche, die ein Staatsmann vollziehen kann. Der Staatsmann kann niemals sagen: Ich verzichte für das meiner Leitung anvertraute Volk auf jede Gegenwehr, die Gewalt gegen Gewalt setzt, ich nehme es für das meiner Leitung anvertraute Volk auf mich und uns alle, daß unsre Frauen geschändet, daß unser ganzes Volk in Sklaverei geführt wird. Desgleichen scheint mir wirklich unmöglich, unvollziehbar als Entscheidung ‚von oben‘, die eine Regierung für ein Volk treffen könnte.“<sup>2</sup>

Schneider reagierte auf diese eindringliche Rede nicht. Er äußerte sich im nächsten Brief nicht mehr zur Reichsfrage. Sie war für ihn verwirkt, folglich nicht mehr diskutabel. Bis zu seinem Tode im Jahr 1958 tauchte dieses Thema im Briefwechsel zwischen Schneider und Heiseler nicht mehr auf. Hätte er länger gelebt, würde dieser katholische Karl Barth-

Typ mit dem Satz „An dieser Stelle muß ich mich lossagen“ vielleicht auch den Bruch mit seinem Briefpartner vollzogen haben. Es herrschte im Gegensatz zu Heislers herzbewegenden Überlegungen in Schneiders Verweigerungen etwas Kaltes, Selbstgerechtes vor. Er traute sich bei einer tausendjährigen Reichsgeschichte nicht zu sagen, ob jemals an die Deutschen ein Reichsauftrag ergangen sei, war sich indessen gänzlich sicher, daß nach dem Zusammenbruch von 1945 das Gebot politischer Entsagung befolgt werden müßte. Dieser rigorose Einklang mit dem Zeitgeist, der immer ein bornierter Geselle ist, hätte jedenfalls kein Verständnis zugelassen für den Weg, den Heiseler bis ins Aktuelle weiterging. Er würde Heiseler auch ohne Bedenken als Häretiker bezeichnet haben, als dieser sich vor dem Scheitern aller seiner Bemühungen Endzeitgedanken hingab.

## II

Reinhold Schneider drückte im Herbst 1950 die tendenzielle Entwicklung in ihrer mittelfristigen Perspektive paradigmatisch aus. Seine Reichsverdrossenheit zeigte an, wie mit dem Reich und seiner Wiederherstellung jedes politische Ziel aus den Gedanken und Empfindungen der Deutschen schwinden würde. Der brahmanisch verbrämte politische Nihilismus bestätigte den Reichsauftrag allerdings auf untergründige Art: entweder Reich oder Nichts. Es darf auch nicht verkannt werden, daß Reinhold Schneiders Distanz zu Bonn eine Identifizierung der Westdeutschen mit dem westdeutschen Separatstaat erschwerte. Andere Komponenten seiner Reichsverwerfung haben sich eindeutig negativ ausgewirkt. Da ist die dogmatische Absage an die Gewalt, die den Hang der Deutschen nach zwei verlorenen Weltkriegen zur Wehr- und Willenlosigkeit bestärkte. Da ist die restlose Verschlingung der politischen Moral in die private, die alle Ansätze zu einer neuen eigenen Orientierung der Deutschen ins Leere stoßen ließ. Und da ist der Hang zu einem Sektierertum, dessen Nostalgien auf religiöse oder religionsverwandte Lehren fremder, ferner Kulturen gerichtet sind. Solche Abirrungen haben bis heute verhindert, daß die Deutschen ihre fehlenden Kräfte nicht da suchen, wo sie speziell für sie vorhanden sind, nämlich in ihrer eigenen Geschichte. Das Ergebnis ist ein Marasmus, der nicht bloß vielseitig, sondern plattthin allseitig ist.

Wir sind als Volk nicht nur geteilt und traditionell deutscher Gebiete beraubt worden. Wir sind unterworfen und nicht nur einem Herren untertan. Über uns bestimmten die Sieger der beiden Weltkriege, der Weltrat der Juden und die Europäischen Gemeinschaften. Wir werden in Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit von Deutschen regiert, die dieser unheiligen Dreieinigkeit in jeder Beziehung hörig sind. Wer bei solchen Kräften noch einen Funken von Unabhängigkeitswillen vermutet, rechtfertigt die Kuratel, unter die wir geraten sind. Die Dauer dieser Zustände über vier Jahrzehnte hat die Deutschen und ihre Teilstaaten, die besser Teilungsstaaten hießen, einer Zerrüttung nahegebracht, in der die meisten längst jede Hoffnung fahren gelassen haben. Wie sollen wir uns daraus jemals wieder selbst zu uns befreien?

Niccolo Machiavelli hat in der reißen, auf-, und niederreißenen Strömung der Renaissance für eine Remedur empfohlen, daß ein zerrütetes Gemeinwesen sich auf seine

Ursprünge besinnen und die Prinzipien wieder anwenden sollte, die zu seinem Aufstieg geführt haben.<sup>3</sup> Ohne die Schwierigkeiten zu erörtern, die mit einer Remedur dieser Art verbunden sind – jeder Zustand hat seine Nutznießer, die nicht freiwillig abtreten – soll nun Machivellis Maxime auf unsere Lage angewandt werden.

Wo unsere Ursprünge und Prinzipien zu suchen sind, hat Bernt v. Heiseler klar umrissen: nämlich in jenem Herzstück unserer Geschichte, welches der Reichsgedanke ist. Was im Vollzuge dessen zu tun ist, hat Johann Gustav Droysen 1868 in seinen „Grundzügen der Historik“ mit allgemeinen Sätzen gesagt, die für jedes große, geschichtsmächtige Volk gelten: „Die Zeitgenossen des Cäsar und Augustus faßten das damals erreichte Ergebnis der römischen Geschichte als die Aufgabe von Anfang her, und daß Livius und Vergil, andere dies aussprachen und darstellten, gab dem römischen Volk das Bewußtsein seiner Kontinuität, die auch den dunkelsten Anfängen Bedeutung und Verständnis verlieh. Man sieht, wie in diesem Zusammenhang der historischen Forschung und näher der erzählenden Darstellung eine große Aufgabe und Pflicht erwächst. Es ist die, dem Staat, dem Volk in der Erforschung dessen, was es durchlebt und getan, sein eigenes Wesen, seinen Gedanken ausgeprägt darzulegen, ihm gleichsam das Bild seiner selbst zu geben. Eine Pflicht und eine Aufgabe, die um so größer und fruchtbarer ist, je ungeformter und schlaffer noch das staatliche Bewußtsein ist.“

Das Bewußtsein der Kontinuität, dessen Pflege durch Geschichtsschreiber und Dichter hier gefordert wird, versteht sich nicht von selbst, am wenigsten plebiszitär. Die meisten Deutschen tilgten es nach 1945; Reinhold Schneider lieferte ihnen dafür ein gutes Gewissen. Es wird auch nicht mit jedem Deutschen tendenziell neu geboren, wie sich das offensichtlich einige sektiererische Vertreter der Biopolitik vorstellen. Das Bild unserer selbst, das Herzstück unserer Geschichte, die Reichsidee ist so völlig abhanden gekommen, daß wir sie schier aus dem Boden kratzen und mit Blut besiegeln müßten, um sie wiederzubeleben. Wir müßten uns mit der ganzen Kraft unseres Geistes erst wieder an sie erinnern, ehe sie in unser Inneres zurückkehrt und uns ganz durchdringt. Wann immer die Reichsidee nachlässig behandelt, beiseitegeworfen, vergessen wurde, ist es den Deutschen schlecht bekommen. Der Reichsauftrag ist auch früher nur solange wirksam gewesen, wie die Deutschen ihn zu ihrem Eigentlichen machten, das Theodor W. Adorno, in der Absicht Martin Heidegger zu erledigen, mit endzeitlichem Hohn auszuätzen trachtete.

### III

Was ist das aber, das Herzstück unserer Geschichte, das Bild unserer selbst, der Reichsgedanke, jenes Ursprungsflecht der Prinzipien, zu denen wir zurückkehren müssen, wenn wir unsere politische Identität wiederherstellen wollen. Johann Gustav Droysen hat den Reichsgedanken die „ghibellinische Idee“ genannt.

Die Herkunft des Wortes ghibellinisch ist dunkel. Es ist gleichwohl immer mit seinem Gegenwort guelfisch verbunden gewesen. Die älteste Quelle führt die beiden Wörter auf zwei deutsche Brüder in Pistoja zurück, die Gibel und Gelf hießen. Eine spätere Quelle spielte auf die Schlacht bei

Weinsberg zwischem dem Stauferkönig Konrad III. und Herzog Welf VI. an, wo das Feldgeschrei „Hie Waiblingen!“ – „Hie Welf!“ erscholl, davon Waiblingen ein staufisches Hofgut im Remstal meinte. Eine andere Quelle verwies auf Gibello als arabische Übersetzung des Namens Hohenstaufen auf Sizilien. Ernst Kantorowicz bezeichnete in seiner Biographie Kaiser Friedrich II. mit dem Gegensatzpaar den Kampf seines Helden mit dem Welfen Otto IV., den der Papst zwischenzeitlich zum Kaiser gemacht hatte. Wie immer es sich gebildet haben mag, in Italien wurden mit Ghibellinen die Anhänger des Kaisers und mit Guelfen die Anhänger des Papstes bezeichnet. In Deutschland hießen Ghibellinen die Vertreter der Reichsidee und die Welfen die Verfechter der Landesherrlichkeit territorialer Abschließung. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe haben diesen Gegensatz am populärsten verkörpert. Ghibellinisch war immer, ob in Italien oder Deutschland, die Reichspartei – wenn man unter Partei etwas anderes versteht als die Mißgeburt des allgemeinen Wahlrechts. Und das Reich war immer ghibellinisch, immer über das, was später Territorialstaat hieß, kraftvoll und schöpferisch hinausgreifend. Insofern kann die Bestimmung des Reichsgedankens als ghibellinische Idee durch Droysen, der unter unseren großen Geschichtsschreibern der tiefste Denker gewesen ist, nicht nur als glücklich, sondern auch als seinsgemäß und seinsgerecht gelten.

Die ghibellinische Idee ist eine imperiale, hegemoniale Geste. Sie hat weniger mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker als mit der Bestimmung der Völker zu tun, nichts aber mit jener Doppelhegemonie der Russen und Amerikaner über Europa, die den Völkern, die von ihnen abhängig wurden, zumalßen, was sie ihnen auferlegten. Das Ghibellinentum maß den Völkern, die unter des Reiches Oberhoheit gierten, das jeweils Ihrige zu. Mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker verhält es sich wie mit der Selbstbestimmung des Menschen. Fichte hat aus wohl erwogenen Gründen von der „Bestimmung des Menschen“ (1800), nicht von der Selbstbestimmung des Menschen gehandelt. Die Völker sind so wenig gleich wie die Menschen. Ein Selbstbestimmungsrecht der Völker setzt Substanzen voraus, die ethnisch und historisch nicht in jedem Falle gegeben sind. Völker, die in ihrer Selbstbestimmung versagen, geraten deshalb immer wieder unter die Oberhoheit stärkerer Völker. Das ist nie anders gewesen. Es gibt allerdings verschiedene Formen der Oberhoheit. Die Unterdrückung ist die urwüchsige, am meisten verbreitete, vulgäre Form von Oberhoheit. Die seltene, entwickelte, kultivierte Form ist die einer repräsentativen Führung, einer Oberhoheit, in der sich das Fremde vertreten fühlen kann. Das ist der Kern der ghibellinischen Idee, die zu den bewunderungswürdigsten Schöpfungen der menschlichen Geschichte gehört. Das ghibellinische Deutsche Reich ist selbstverständlich immer wieder von außen und von innen bestritten worden – nicht nur aus Gründen, die zu verwerfen sind, sondern auch, weil es seinem Auftrag gelegentlich untreu wurde.

Die geschichtlichen Leistungen dieser Reichsidee hat Droysen in seiner ghibellinisch grundierten „Geschichte der preussischen Politik“ aufleuchten lassen, als er die hundert Jahre der Hohenstauferdynastie zusammenfaßte, die sowohl das klassische Zeitalter des Ghibellinentums gewesen sind, wie auch in ihnen die Grundlagen für das „geistige und socia-

le Leben der Nation“ gelegt wurden. „Auch in den deutschen Militärstand drang jener Geist des Rittertums, der in der romanischen Welt . . . schon im Entarten war. Aber so befruchtend und belebend er wirkte, so fühlbar er die Abhängigkeiten lockerte und die Gebundenheiten löste, in denen Vasall und Dienstmann stehen sollten – unser Rittertum wurde weder so phantastisch wie dort, noch entwuchs es so ganz den nationalen Interessen. Deutsche Ritterorden kämpften an der Weichsel, an der Düna, gründeten Ritterstaaten, immer weitere Strecken Heidenland christlich und deutsch zu machen. Vor allem in unserem Bürgerthum zeigt sich die Bewegung, die überquellende Lebenskraft jener Zeit. Von dürftigen, eng gebundenen Formen erwuchs es schnell zu innerer Selbstregierung, zur geschlossenen Selbständigkeit, zu trutziger Wehrhaftigkeit, durch Fleiß und Geschicklichkeit, Unternehmungsgeist kam es rasch zu wachsendem Wohlstand. Der Orient, den die Kreuzzüge erschlossen, hatte dem Handel, auch durch die deutschen Lande, raschen Aufschwung gegeben. Das Aufblühen der Städte an der Donau, dem Rhein entlang, durch die Mitte des Reiches zur Nord- und Ostsee, zur Slawengrenze bezeichnete die belebenden Straßen des Verkehrs. Schon suchten die vlamischen, die Rheinstädte kreuzfahrend den directen Seeweg über Lissabon zum Orient. Kaum begründet, ward Lübeck der Mittelpunkt des nordischen Handels. Stadt und Land erwuchs an den Küsten Mecklenburgs, Pommerns, dann weiter hinaus, den Eroberungen der Ritter, den Bekehrungen der Priester bahnte der deutsche Kaufmann den Weg. Wetteifernd mit den Fürsten, den Orden, halfen die Städte zu neuen Gründungen; bis zur Nawa hin, ins Innere des Landes reichten die deutschen Colonien, deutsche Städte mit lübischem Recht bewidmet, die sich ihren höchsten Rechtsspruch von dem Oberhof zu Lübeck holten. Schon ward Schlesien, ward das Land von Magdeburg bis Danzig in noch vollere Maße colonisiert. Recht eigentlich der Pflug war es, der hier eroberte, trotz schwerer Hinterwälderarbeit, die hier zu machen war – denn meist aus ‚wilder Wurzel‘ mußte urbar gemacht werden – lockte Freiheit und Eigenthum den daheim armen und gedrückten Feldbauer in dies ‚neue Deutschland‘, die massenhaft wachsende Auswanderung reichte bald bis zum Niemen, bis an die Zips, nach Siebenbürgen . . . Man möchte sagen, ein Bild dieses Aufschwungs ist es, daß damals unsre Baukunst den romanischen Stil verließ, um in den kühneren, gelösteren, bis ins Einzelne sich gliedernden und schmückenden Formen der Spitzbogen und Hochtürme emporzustreben. In den Bildwerken, malerischen wie plastischen, trat an die Stelle der hergebrachten Typen der bewegte Ausdruck des Moments und der Leidenschaft, der freiere Schwung empfundener Schönheit. So rasch und reich wie nur wieder in den Zeiten Lessings, Schillers und Goethes erblühte die deutsche Poesie; sie fand Formen, Style, Sangesweisen, die in ihrer Art vollendet sind. Heimische und fremde Sagen, Minne und Ritterthum, Frömmigkeit und Vaterland ward gesungen und nachgesungen in einer Sprache, die sich über die localen Dialecte erhob, und in der sich der Pommernherzog und der Brandenburger Markgraf ebenso leicht und frei bewegte wie der Oberdeutsche, in der man sich verstand von den Alpen bis zur Rheinmündung und bis Riga. Über den alten Gegensatz der Stämme begann sich die Einheit der Sprache, der Bildung, unseres geistigen Lebens zu erheben.“<sup>4</sup>

Soweit der „Überblick“ von Droysen, der sich der Prämisse bewußt war, unter der allein diese stürmische Entwicklung und ihre solide Entfaltung statthaben konnten: unter dem „Übergewicht Deutschlands in Europa“, das damals auf der „Macht über Italien“<sup>45</sup> beruhte, dessen geopolitische Bedeutung nach dem Ende der Stauferzeit die Hände der Franzosen und Spanier ausstrecken ließ: Italien wurde partiell besetzt über Jahrhunderte . . .

#### IV

Der Chronist des Ersten Weltkrieges, Hermann Stegemann, hat in seinem Buch „Deutschland und Europa“ 1932 einen erhellenden Blick auf das klassische Zeitalter des Ghibellinentums zurückgeworfen, unter dem das, was über die Deutschen mit dem Ersten, und, wie wir hinzufügen müssen, Zweiten Weltkrieg hereinbrach, keineswegs neu war. Stegemann schrieb über die Zeit Kaiser Friedrichs I., genannt Barbarossa: „Eine europäische Politik kündigte sich an. Sie spielt mit einer europäischen Koalition, und sie ist gegen das Deutsche Reich, gegen das große europäische Reich der Mitte gerichtet. Die Überlegung, daß Deutschland die Welt-herrschaft gewinnen könnte, wenn es dem Kaiser gelänge, Italien wieder eng und dauernd mit dem kontinentalen Reich zu verbinden, hat die großen Mächte in Bewegung gebracht“: Frankreich, England, Venedig, Byzanz, das Königreich Sizilien. „Es ist nicht die universalidee, die sie schreckt, denn diese wurzelt noch tief, sondern die Vorstellung, daß die Universalidee nun in einer Vorherrschaft des Deutschtums politische Gestalt annehmen könnte. Zum erstenmal treten in den politischen Betrachtungen wirtschaftliche Erwägungen bedeutsam hervor. Wird Italien, das den Reichtum der Welt sammelt und verteilt und seit dem Näherrücken und der Erweiterung des Orients zum Handelsemporium Europas geworden ist, dem römischen Kaiser als deutschen König vollends untertan, dann besitzt das Deutsche Reich das Handelsmonopol der ganzen bekannten Welt. Geht doch nicht nur der mediterranische, sondern auch der russische, der transkaspische und der indische Überlandhandel über Byzanz nach Italien. Die Zusammenfassung Italiens und Deutschlands zu einem festgefügtten Machtgebiet ergäbe also auch ein Wirtschaftsgebiet von unvergleichlicher Stärke und Geschlossenheit. Die Alpenstraße und Rhein, Rhone und Donau sind ja schon in deutscher Hand. Gelänge es dem Rotbart gar, Sizilien zu erobern, dem er schon drohend nahegerückt ist, so käme er auch noch in den Besitz einer Seemacht und der maritimen Gewalt und damit zu einer Universalherrschaft, wie sie noch nie geübt worden war. So gesehen gewinnt die Politik der europäischen Mächte, die sich verdeckt oder offen gegen Friedrich Rotbart erhoben und vereinigte, ein modernes Gepräge. Es kam aber noch etwas hinzu, ein merkwürdiges Imponderabile, das sich in Italien und Frankreich, im Orient und England zur Stelle meldete. Man bestritt den Deutschen als spätgeborenen, in der neubegründeten Zivilisation angeblich Zurückgebliebenen, also als ungebildeten Emporkömmlingen, das Recht und die Fähigkeit, die Vorherrschaft auszuüben.“<sup>46</sup>

Nun, Friedrichs I. Sohn, Heinrich VI, und Enkel, Friedrich II., strafen alle diese Schmähungen kräftig Lügen und bestätigen alle Befürchtungen der europäischen Koalition. Hein-

rich VI. arrondierte das Reich, einschließlich Siziliens, machtpolitisch, und Friedrich II. erfüllte es substantiell mit seinem genialen Vorgriff auf den Staat als politische Einheit der Neuzeit mit der Begründung der modernen Verwaltungskunst, einer kodifizierten modernen Jurisdiktion und einer Trennung der politischen und kirchlichen Ebenen. Im August 1235 berief Friedrich II. die Curia solemnis, den Hoftag, nach Mainz, um eine Landfriedensordnung ins Werk zu setzen, die, wie Gertrud Bäumer es in ihrer historischen Novelle „Das königliche Haupt“ historiographisch ausgedrückt hat, „die deutschen Stämme, denen nach der Überlieferung die Führung im heiligen römischen Reich zustand, zu einem Staate innerhalb des Reiches“ zusammenfassen sollte. „Neben Sprache und Geblüt sollte das Recht als ein dritter Ring um das allzu lose Gefüge der deutschen Nation geschmiedet werden; es war zum ersten Male seit dem großen Karolinger zum Wohle des Volkes in deutscher Sprache niedergelegt worden.“<sup>7</sup>

Friedrich II. kam nicht mehr dazu, diese kühne Kombination in ihren verfassungsrechtlichen Konsequenzen auszubauen und den Beziehungen des Reichskerns zu den Rand- und Nebenländern das Gepräge einer imperialen Rechtsordnung zu geben. Er ist während der Zurückstufung der päpstlichen Macht im Reich von einer Seuche hinweggerafft worden. Es ist nicht auszudenken, was es Deutschland und Europa erspart hätte, wenn er wenigstens so lange am Leben geblieben wäre, um das Papsttum politisch dauerhaft zu bändigen: er hätte mindestens die Übergangswenken zum neuzeitlichen Staat hin um vier Jahrhunderte abgekürzt, von den religiösen Bürgerkriegen gar nicht zu reden, für die es keinen Grund mehr gegeben haben würde.

Der Tod Friedrichs II. ist eine der größten politischen Katastrophen der Weltgeschichte gewesen. Schon seine Zeit empfand es so. Viele seiner deutschen Zeitgenossen mochten zunächst an seinen Tod nicht glauben. Als dann traten verschiedene Figuren auf, die behaupteten, Friedrich II. zu sein. Schließlich überwies ihn die Volksphantasie in einen Berg, wo er allmählich mit seinem Großvater Friedrich Barbarossa verschmolz, um nach einem langen Schlaf wiederzuerwachen, wenn ihn seine Deutschen dringend brauchen würden. Droysen hat die tragische Zäsur am Ende des Überblicks zu Beginn seiner preußischen Geschichte zu dem wirkungsvollen Schluß gesteigert: „Es folgten furchtbare Zeiten. Es konnte scheinen, den Territorien zum Gewinn, in die sich das deutsche Land und Volk auseinanderlebte, den Großen zum Gewinn, deren Landesherrlichkeit die gesunkene Reichsgewalt überwuchernd in geiler Üppigkeit gedieh“ – und das auch, füge ich hinzu, erinnert an gegenwärtige Zeiten. „Aber wer schützte Land und Volk? Wer handhabte Frieden, Recht und Ordnung? nun war das da, was ein Dichter gesagt: ‚mein Dach ist morsch, es tiefen meine Wände‘. Man mußte innerwerden, was man verloren. In der Sehnsucht der Nation blieb der ghibellinische Gedanke.“<sup>8</sup>

Für den weiteren Gang der Dinge bleibt festzuhalten, daß die früheste Bildung der deutschen Stämme zu einer Nation in politischem und kulturellem Sinne im klassischen Zeitalter des Ghibellinentums stattfand. Sie war folgerichtig aus den Intentionen hervorgegangen, die schon die Dynastien der Salier und der Sachsen über die deutschen Territorien hinausgreifen ließen. Der ghibellinische Ursprung unterschied

die deutsche Nation von den Anfängen an von allen anderen europäischen Nationen, die sich in abgeschlossenen Territorien bildeten, also, um im Bild zu bleiben, guelfischen Gepräges waren. Der Reichsauftrag an die Deutschen war der Auftrag zu einer europäischen Ordnungsmacht. Das politische Kernstück, das Friedrich II. hinterlassen, dieser Staat im Reich bewahrte den Reichsauftrag durch alle Reichsmetamorphosen bis zur Reichsauflösung von 1806 durch Napoleon. Daß der Auftrag zu einer europäischen Ordnungsmacht von anderen Völkern auch anerkannt wurde, zeigte gerade das Beispiel Italiens: mit der dogmengeschichtlichen Weihe, die ihm Dante gab, der hoffte, Heinrich VII. aus der Dynastie der Luxemburger werde sein Land und Volk einigen und befreien. Es war eine Hoffnung, die in dem Maße trog, wie die Erneuerung des Hohenstaufenreiches durch diesen Kaiser Episode blieb.

## V

Was aus den zerrütteten Reichsverhältnissen später zu europäischer Bedeutung aufstieg, die beiden deutschen Großmächte Österreich und Preußen, stieg aus ghibellinischen Antrieben auf. Beide wurden nicht ohne Grund die deutschen Kolonialmächte genannt. Nach dem Schwund der kontinentalen Ordnungsqualität seit dem Untergang der Stauferdynastie setzte sich die zivilisatorische Komponente des Reichsauftrages hier ungebrochen, sogar in steigendem Maße, fort. Sie führte zu einer Neubildung von Stämmen durch Verschmelzung hochaktiver Konzentrate. Die Deutschen im Osten erwarben dadurch ihre Tugenden der Standhaftigkeit, der Widerstandskraft und der seelischen Tiefen, die in den deutschen Ländern ihrer Herkunft – sie bilden heute in grosso modo die Bundesrepublik – immer seltener geworden sind. Es ist eine Summe geschichtlicher Logik, daß von diesem Boden aus, dessen Kolonisierung, weltgeschichtlich betrachtet, eigentlich eine Rekolonisierung gewesen ist, die Reichsmetamorphosen die kräftigsten Wurzeln trieben. Ghibellinisch war nicht nur die Besiedelung und Erschließung von Anbeginn, die Dynastien der Habsburger und der Hohenzollern hatten im Jahrhundert der Staufer zur Reichspartei gehört.

Die Wiener Reichsvariante gelangte nicht zu voller Ausprägung, weil das Haus Habsburg im Besitz der deutschen Kaiserkrone sich zum Instrument der Gegenreformation hergab und zunehmend Hausmachtspolitik betrieb; eine konsequente Reichspolitik hätte es über die Verantwortung am Ganzen mit dem Heiligen Stuhl in Konflikte gestürzt. Trotzdem war die Wiener Oberhoheit in Südosteuropa im Gegensatz zur früheren Hegemonie der Pforte, der Türkenherrschaft, und zur späteren Hegemonie, des Kreml, der Russenherrschaft, für diese Länder eine Zeit des Aufblühens und der geregelten Verhältnisse, in die sich die Völker noch heute in ihren Tagträumen zurücksehnen. Die österreichische Reichsmetamorphose trat um die Mitte des 19. Jahrhunderts in eine Krise, als sich die Donaumonarchie anschickte, die Personalunionen in eine gesamtstaatliche Verfassung aufzuheben, die eher zu Territorialstaaten paßt – ausgerechnet zu einer Zeit, in der nationale Erhebungen, von den Russen geschürt, die Völker ergriffen, unabhängig von ihrem Selbstbestimmungsvermögen. So ging die Donaumonarchie an einem

Schwund der ghibellinischen Idee unweigerlich zugrunde.

Preußen wäre als Territorialstaat nie zur Polis der Neuzeit aufgestiegen. Die Potsdamer Reichsvariante betrieb ihre ghibellinische Grundierung methodischer. Ihr Wappenspruch „Suum cuique“ – „Jedem das Seine“ wurde zum Spiegel der Reichsfähigkeit. Sie verdankte ihre Berufung zur Ordnungsmacht freilich auch einer fortwährenden Selbstdisziplinierung. In Zeiten der Erschlaffung schwand auch hier der ghibellinische Gedanke. Das war zum Beispiel der Fall, als der Nachfolger Friedrichs des Großen der konservative Friedrich Wilhelm II., die preußische Reichsmetamorphose reif für Napoleon machte. Droysen hat in seiner Biographie des Feldmarschalls York von Wartenburg den Ärger seines Helden über die Torheiten resümiert, die in dieser Zeit gegenüber den Polen in der Provinz Posen begangen wurden: „Und doch war mit diesen Leuten gar wohl fertig zu werden, wenn man sie richtig nahm. Warum auch ihre Eitelkeit geflissentlich kränken, ihre Gutmütigkeit hochmütig abweisen, ihre Sitte verhöhnen? Man weiß, wie bald sich die preußische Herrschaft in dieser neuen Provinz verhaßt gemacht hat; statt durch Ordnung und Wohlwollen zu gewinnen, quälte sie durch Schwerfälligkeit, ohne doch durchzugreifen, und den Rest der guten Meinung verdarb die maßlose Selbstsucht Derer, welche die blinde Günstlingswirtschaft in Berlin mit Domainen und confiscirten Gütern überschüttete.“<sup>9</sup>

Gleichwohl brach sich der ghibellinische Gedanke in den Befreiungskriegen wieder seine Bahn, besonders in den Gedankengängen des Reichsfreiherrn von Stein. Daß die preußischen Reformer, ohne die es nicht gelungen wäre, das Joch der französischen Fremdherrschaft abzuschütteln, von den wieder erstarkenden konservativen Kräften um den Sieg betrogen wurden, hat sich für die Reichsgeschichte nicht weniger verhängnisvoll ausgewirkt als der vorzeitige Tod des Staufenkaisers Friedrich II. Die schwerste Hypothek der Metternich-Ära war die Wiederbelebung der Landesherrlichkeiten, die aus der Auflösung des Reiches folgte. In ihrem Vollzuge geriet das Reich und seine Geschichte in Verruf und der Territorialstaatsgedanke griff Platz. Die guelfischen Gelüste drohten das Ursprungsgeflecht der Prinzipien zu verschlingen, die die politische Identität der Deutschen begründet hatten.

Droysen schrieb noch in seiner Denkschrift vom 29. April 1848: „Wir bedürfen eines mächtigen Oberhauptes. Die Macht Österreichs war unsere Ohnmacht, während Preußen der Einheit Deutschlands bedarf, um die Lücke seiner Macht zu füllen. Österreich kann, will es mit uns gehen, nicht anderes als eine reine Personalunion seiner gemengten Stämme werden wollen; nur so weit es das wird, kann es mit uns gehen. Die versuchte Gesamtstaatsverfassung, der liberalistische Ersatz des Metternichschen Systems wird diese Gesamtmonarchie zersprengen oder zu der im besten Falle Josephinischen Willkür zurückführen. Preußen ist schon Deutschland in der Skizze. Es wird in Deutschland ‚aufgehen‘, d. h. statt sich konstitutionell abzuschließen, wird es durch Entwicklung der provinzialständischen Verfassung seine Vergliederung mit Deutschland und der deutschen Staaten mit sich ermöglichen, um seine große und gesunde Machtorganisation – sein Heer- und Finanzwesen voran – als Rahmen für das Ganze zu bieten. Den Hohenzollern gebührt die Stelle, die seit den Hohenstaufen frei geblieben ist.“<sup>10</sup>

Allein, als es dann 1871 soweit war, nahmen die Hohen-

zollern die Stelle der Hohenstaufen nicht ein. Wilhelm von Giesebrecht hatte noch eine mehrbändige eindrucksvolle Geschichte der deutschen Kaiser im Mittelalter geschrieben. Auch sie nützte nichts mehr. Mit der Reichsgründung von 1871 setzte sich eine Historiographie durch, die, an ihrer Spitze ihr Wegbereiter Heinrich von Sybel, die deutsche Geschichte nach den Kriterien eines Territorialstaates umschrieb. Und so gab es, nach Ottokar Lorenz, bald kaum einen Politiker, der das deutsche Kaisertum nicht als etwas Abgetanes, Antinationales, Schädliches erkannt hätte, und kaum einen Schulmeister, der nicht versicherte, daß es schwerlich Unglückseligeres und Widerwärtigeres in unserer Geschichte gegeben habe als das Kaisertum.<sup>11</sup> Als besonders verwerflich galt das deutsche Engagement in Italien, weil es die deutschen Kräfte zersplittert und vergeudet habe, statt sie zusammenzufassen und allein auf die Rekolonisierung des Ostens zu richten. Nicht mehr Friedrich Barbarossa, sondern Heinrich der Löwe erschien als die große Leitfigur. Die geopolitische und ökonomische Bedeutung Italiens für den deutschen Handel und die Städtebildung verlor man dabei aus den Augen. Man übersah auch, daß die Beherrschung des Südens die Voraussetzung dieses Aufstiegens gewesen, und daß ohne diese Entwicklung die Kolonisierung des Ostens eine ordinäre Landnahme geblieben wäre.

So wurde das Zweite Deutsche Reich nicht ghibellinisch sondern guelfisch begründet. Es gab in diesem Reich keinen deutschen Staat. Der deutsche Staat war das Deutsche Reich. Das Zweite Reich bildete sich als Territorialstaat aus und versuchte, seine Rolle als europäische Ordnungsmacht, die ihm mit der deutschen Einheit automatisch zufiel, territorialstaatlich zu lösen. Ich bin inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß die kurze Lebensdauer von 48 Jahren, die ihm beschieden war, hierin ihren tiefsten Grund hatte. Die guelfische Grundierung stieß nicht nur das Ghibellinentum ab, sie streifte auch den katechontischen Charakter von sich, der vom deutschen Kaisertum im Mittelalter mit dem Anspruch, durch gerechte Herrscher das Weltende aufzuhalten, eine religiöse Weihe vermittelt hatte. Es wirkte wie eine politische Zusammenballung von technischer Macht. Und das reichte nicht für die imperialen Aufgaben.

Bezeichnenderweise verfiel man bei der Behandlung der polnischen Bevölkerungsanteile in den östlichen Provinzen in dieselben Fehler wie zur Zeit der konservativen Urstände, als nach Friedrichs des Großen Tod die ghibellinischen Impulse erschlafften. Konstantin Franz hatte bei all seinen österreichischen Affekten gegen Preußen und Berlin 1879 recht, dieses Fehlverhalten zu beklagen: „Preußen hatte die Aufgabe, das russische Polen (Polen war damals aufgeteilt unter Rußland, Deutschland und Österreich) als selbständiges Nebenland anzugliedern; so hätte man schon die Provinz Posen behandeln sollen; durch die Verschmelzung und die vergeblichen Germanisierungsversuche hat man sich das ganze Polentum zum Gegner gemacht und die Russifizierung des russischen Polens befördert, während die Posener Juden nach Berlin ziehen konnten, um das ganze Preußentum zu zersetzen . . . Es ist ein gewaltsamer Abbruch der deutschen Geschichte, wenn einerseits Österreich abgetrennt ist und als Macht für sich allein bestehen soll, andererseits Preußen seines europäischen Charakters entkleidet und zu einem rein deutschen Staat gemacht werden soll. Das alte deutsche

Reich muß zu einem mitteleuropäischen Bund erweitert werden: Preußen östlich der Elbe und Deutschösterreich zu Schutz und Trutz mit dem westdeutschen Staatenkörper verbunden; Holland, Belgien und die Schweiz schlossen sich wohl bald an . . . „Ein Friedenssystem“, „desgleichen die Welt noch nie gesehen“, „keine Macht der Erde würde den Bund anzugreifen wagen, der andererseits selbst keine aggressiven Tendenzen verfolgen könnte.“<sup>12</sup>

Konstantin Franz hatte mit einer gravierenden Einschränkung recht: was er den Preußen in den Ostprovinzen vorwarf, trieben die Österreicher auf dem Balkan noch unbedenklicher. Sie sollten dabei so unglücklich verfahren, daß die Donaumonarchie zu einem Pulverfaß wurde, das mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs explodierte. Eine Erschließung des europäischen Ostens und Südostens konnte nur auf ghibellinische Art glücken; jede guelfische Lösung dieser Dinge mußte die slawischen Völker für die russische Agitation frei machen. Die ghibellinischen Tugenden wanderten zusehends aus nach Übersee, in die deutschen Schutzgebiete, wie die deutschen Kolonien in Afrika und Asien bezeichnenderweise hießen . . .<sup>13</sup>

## VI

Das Dritte Reich ist untergegangen, weil es aus diesen noch gar nicht so lange zurückliegenden Verwicklungen nichts gelernt hatte. Es nahm noch unbedingter als das Zweite Reich und die Donaumonarchie ghibellinische Aufgaben mit guelfischen Mitteln wahr. Sein Ende zeichnete eine ähnlich stringente geschichtliche Logik aus, wie sie im Aufstieg der preußischen und österreichischen Reichsmetamorphosen gewaltet hatte. Man sah das zwar, von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis ins Dritte Reich hinein, anders, aber es hatte doch nie an warnenden Stimmen gefehlt.

Der weitsichtigste Warner zu Beginn des Dritten Reiches war Edgar Julius Jung gewesen, der in der Weimarer Republik das versagende Parteiensystem als eine „Herrschaft der Minderwertigen“ (1927) analysiert hatte. Für den Neubau des Reiches forderte er nach außen die Bildung eines wirtschaftlichen Großraums, der die europäischen Gesamtkosten gering hält und über „jene Heiligung der Volkstümer“ und „großstaatliche Zusammenschlüsse“ führt, „welche die Volkstümer unberührt und ungekränkt läßt“, und nach innen eine „freiwillige Preisgabe eines Staatstotalismus, der kein gewachsenes Eigenleben anerkennt, und die Einsicht in ein Herrschaftssystem, das nichts zuläßt, was gegen den Staat angeht, aber auch nicht beansprucht, daß alles durch den Staat geschehe“. Das wurde öffentlich gesagt, in der berühmten „Marburger Rede“, die Franz v. Papen im März 1934 gehalten, aber Edgar Jung geschrieben hatte. Sie gipfelte in dem beschwörenden Aufruf: „Der alte Zwiespalt zwischen Welf und Waibling, der sich durch die ganze deutsche Geschichte zieht, wird wieder lebendig und fordert seine Entscheidung. Wer darüber unterrichtet ist, der fühlt förmlich, wie eine neue Ghibellinen-Partei in Europa zu keimen beginnt . . .“ Damit war eine Gegenkraft zur NSDAP beschworen, die sich mit der „Herrschaft des Schlagwortes“ des Staates bemächtigte und sich anschickte, die „tausendjährige Geschichte unseres Volkes“ zu mißachten und zu mißhandeln. „So werden wir“, hieß es mit wahrhaft prophetischer Kraft, „die großen Chan-

cen, die das 20. Jahrhundert nochmals dem Kernvolke Europas bietet, verpassen.“<sup>14</sup>

Adolf Hitler fühlte sich aufs Äußerste herausgefordert. Er entgegnete auf die im Radio übertragene Rede in Gera mit einem öffentlichen Wutausbruch: „Lächerlich, wenn ein solcher kleiner Wurm gegen eine solche gewaltige Erneuerung eines Volkes ankämpfen will!“<sup>15</sup> Jung wurde verhaftet und im Zuge des 30. Juni 1934 erschossen. Was immer dann im Kriege an Ansätzen zu einer neuen Ghibellinenpartei in der Waffen-SS hervortrat<sup>16</sup>, es kam zu spät und konnte nichts vom Verfehlten rückgängig machen, das auf den Zusammenbruch von 1945 hindrängte, der das Reich in Trümmern hinterließ.

## VII

Die Reichsverdrossenheit in den deutschen Teilstaaten, für die Reinhold Schneiders Äußerungen in seinem Briefwechsel mit Bernt v. Heiseler repräsentativ geworden sind, hat verschiedene Ursachen, aber sie beruhen im wesentlichen auf einer optischen Täuschung. Das Erste Reich währte über 800 Jahre. Das Zweite Reich dauerte 48 Jahre. Das Dritte Reich brach nach 12 Jahren zusammen. Diese rasant schrumpfende Dauer hat die meisten Deutschen veranlaßt, das Reich als politische Einheit der Deutschen für widerlegt zu halten. Sie fanden sich deswegen mit der Teilung ab oder hofften auf die sogenannte Wiedervereinigung, die ein Deutschland von minimaler Größe verhieß. Was jedoch wirklich geschichtlich widerlegt ist, ist das Reich als deutscher Territorialstaat: die Reichsidee in ihrer guelfischen Form. Der Reichsgedanke in seiner ghibellinischen Form wäre nur widerlegt, wenn er überflüssig geworden wäre. Das ist entgegen aller herrschenden Prognosen nicht der Fall.

Die Sieger des Zweiten Weltkrieges haben sich alle Mühe gegeben, das Deutsche Reich als europäische Ordnungsmacht zu ersetzen. Sie haben das Reich aufgeteilt, einige Teile von Deutschen entleert. Sie halten die Nachfolgestaaten besetzt und in ihren Blöcken eingepfercht. Der österreichische Teilstaat ist zwangsneutralisiert, aber beständiger Aufsicht unterworfen. Sie haben zur Befestigung dieser Zustände für die Deutschen eine unausgesetzte Umerziehung angekurbelt, von der die Deutschen auch geprägt wurden, aber nur mehrheitlich, und das hat nicht ausgereicht, um sie auf Dauer zur Richtschnur deutschen Selbstverständnisses werden zu lassen. So isoliert die Position Bernt v. Heislers gewesen sein mag, die er geschmeidig und unbeirrbar gegenüber Reinhold Schneider vertrat, er war zu seiner Zeit nicht der Einzige, und es sind ihm mehr nachgewachsen, als es sie zu seiner Zeit gab.

Blicken wir heute nach Westen und nach Osten, so sehen wir, daß die gesamte Nachkriegsordnung fragwürdig geworden ist. Die Supermächte sind in eine Systemkrise großen Stils eingetreten. Im Westen zeichnet sich der Beginn des amerikanischen Disengagements in Europa ab. Die europäischen Gemeinschaften, die das Reich ersetzen sollten, haben nichts zustandegebracht, was das entstehende Vakuum füllen könnte. Sie werden auseinanderfliegen, wenn sie sich nicht mehr finanzieren lassen, und die Mißwirtschaft, die durch diese Gemeinschaften eingerissen ist, hat einen Grad erreicht, der vom Offenbarungseid nicht mehr weit entfernt

ist. Im Osten hält der Kreml noch seine Hand auf seinen Block, aber unter ihr bröckelt alles auseinander. Es ist schwer vorstellbar, daß er die umsichgreifende politische Ohnmacht Westeuropas ausnutzen möchte, um die Zahl seiner krisenge-schwüttelten Länder mit gesteigerter Rückwirkung zu vermehren.

Ist es zu früh, um Morgenluft zu wittern? Die Frage läßt sich am besten abklären mit einem Blick auf das, was bisher im Vorgriff auf ein neues Reich als die schwerste Unternehmung gegolten hat: die Wiedergewinnung des deutschen Ostens. Drei Stufen umschreiben den Modifizierungsprozeß, der sich seit 1945 ereignet hat. Die erste Stufe war die Vertreibung der Deutschen, von der Adenauer gesagt hatte, wir mußten sie hinnehmen, sollten uns aber darauf vorbereiten, daß der Osten eines Tages von Westdeutschland aus wieder kolonisiert werden müßte. Die zweite Stufe war der Niedergang, der nach der Vertreibung der Deutschen einsetzte und die Länder zwischen Deutschland und Rußland rekolonisierungsreif machte. Die dritte Stufe, die auch die betroffenen Völker rekolonisierungsreif werden läßt, hat unter gleitenden Umständen begonnen, die zeitlich nicht exakt bestimmt werden können. Sie treten tief im Unbewußten der einzelnen Menschen ein, wenn die Vorstellung, die Deutschen kämen ja doch eines Tages wieder zurück, eine Angst, die nie ganz erloschen war, in den tröstlicheren Gedanken übergeht, es sei auch besser, wenn sie zurückkämen. Es ist nicht zu verkennen, daß sich Wünsche dieser Art seit einiger Zeit häufen.

Setzt sich dieser Prozeß fort, dürften eines Tages die objektiven Bedingungen für den Neubau des Deutschen Reiches vorhanden sein.

*Das mochte Anfang 1988, als diese Rede von der ghibellinischen Idee gehalten wurde, schlicht aberwitzig erschienen sein. Heute, Anfang 1990, fehlen unter den objektiven Bedingungen für den Neubau des Deutschen Reiches nur die Deutschen selbst, die sich, wie Stefan George sagen würde, im Banne der verruchten Jahre noch nicht gestählt haben. Der revolutionäre Zyklus des Jahres 1989 setzte indessen den Prozeß frei.*

*Die lang anrollenden Wellen, die in Polen und Ungarn zu einem geordneten Rückzug der Kommunisten geführt haben, lösten in der DDR und der ČSSR eine Springflut aus; in Rumänien ging das*

*Regime in Blut unter. Der Kreml mußte ohnmächtig zusehen. Allein die sezessionsgeladenen Randrepubliken, die vom Baltikum über die Ukraine und den Kaukasus bis nach Innerasien hinein einer Auflösung der Sowjetunion zutreiben, beanspruchen seine Kräfte mehr, als sie noch vermögen.*

*In allen diesen Ländern hatten die Kommunisten die alten Eliten beseitigt. Ihre eigene Herrschaft ließ nur parteigebundene Eliten aufkommen. Die Vertreibung der Deutschen hatte überdies ein Vakuum geschaffen, das kein vergleichbares Potential füllte. So hinterläßt der Kommunismus in den Gebieten der angestammten deutschen Kolonisation eine Tabula rasa. Ohne aktive deutsche Teilnahme ist eine Sanierung dieser Länder nicht vorstellbar für die sich die BRD in der DDR die Erfahrungen verschaffen kann. Damit aber gleiten diese Länder aus der russischen Hegemonie in eine neue deutsche Einflusssphäre hinüber.*

Der Reichsneubau ist eine Frage des deutschen Ostens. Eine Wiedervereinigung zwischen BRD und DDR ergäbe noch nicht das Reich; auch dann nicht, wenn Österreich dazu käme. Das wäre eine guelfische, territorialstaatliche Lösung, die sich für die übernationalen Aufgaben der Deutschen nicht eignet. Allein eine Rekolonisierung des Ostens könnte zur Wiederbelebung der ghibellinischen Idee führen, ohne die der Zerfall der russisch-amerikanischen Doppelhegemonie in Europa ein substanzloses Chaos hinterlassen würde.

Eine Rekolonisierung des Ostens wird sich indessen nicht so abspielen können, wie sich das Adenauer vorstellte aus einem soliden westdeutschem Stand. Die Hegemonie der raumfremden Mächte hat in vier Jahrzehnten zu vieles verheert. Ehe der deutsche Osten rekolonisiert werden kann, werden wir den deutschen Westen rekolonisieren müssen. Wir müssen uns erst wieder die Tugenden aneignen, die eine Rekolonisierung zu einer schöpferischen Prozedur machen. Das könnte bei einer Sanierung der DDR überraschend schnell vonstatten gehen. Der zerfetzte Reichsmantel, der lange Fall in die Fremde hätte dann einen fundamentalen Sinn gehabt, wenn wir nach einer Katharsis im Sinne einer Klärung der Ziele und Reinigung der Affekte den Reichsauftrag mit der stolzen Demut einer geschichtlichen Berufung in die Tat umsetzen können.

#### Anmerkungen

\* gehalten von dem Studentenbund Schlesien in Langenholzen bei Alfeld am 20. 1. 1988

<sup>1</sup> S. Mose, 31, 3–5

<sup>2</sup> R. Schneider/B. v. Heiseler, Briefwechsel, Stuttgart 1965, S. 94–107

<sup>3</sup> N. Machiavelli, Discorsi, III, 1

<sup>4</sup> J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, Erster Theil „Die Gründung“, 2. Aufl., Leipzig 1968, S. 13 f.

<sup>5</sup> ebenda, S. 7

<sup>6</sup> H. Stegemann, Deutschland und Europa – Eine geschichtliche Schau und ein politischer Ausblick, Stuttgart 1932, S. 86

<sup>7</sup> G. Bäumer, Das königliche Haupt, Tübingen 1951, S. 31 f. Vgl. auch: E. Klingelhöfer, Die Reichsgesetze von 1220, 1231/32 und 1235 – Ihr Werden und ihre Wirkung im deutschen Staat Friedrichs II., und Ernst und Otto Schönbauer, Die Imperiumspolitik Kaiser Friedrichs II., In: Gunther G. Wolf (Hrsg.), Stupor mundi – Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen. Darmstadt 1982

<sup>8</sup> J. G. Droysen aaO, S. 14

<sup>9</sup> J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg, 4. Aufl., Leipzig 1863, I, S. 56

<sup>10</sup> zit. nach: Großdeutsch – Kleindeutsch, Stimmen aus der Zeit von 1815–1914, ausgewählt und eingeleitet von A. Rapp, München 1922, S. 53

<sup>11</sup> zit. nach: Universalstaat oder Nationalstaat – Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich v. Sybel und Julius Fikler zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters, hersg. und eingel. von Friedrich Schneider, Innsbruck 1941, S. XXIX

<sup>12</sup> zit. nach: Großdeutsch – Kleindeutsch, aaO, S. 287 f.

<sup>13</sup> Vgl. am Beispiel der Schutzgebiete in Südostasien: J. Schultz-Naumann, Unter Kaisers Flagge, München 1986

<sup>14</sup> Die „Marburger Rede“ ist abgedruckt in: E. Forschbach, Edgar J. Jung – ein konservativer Revolutionär, Pfullingen 1984, S. 154–174. Vgl. auch E. J. Jung, Sinndeutung der deutschen Revolution, Oldenburg 1933, wo, S. 95 f., dringend vor einer nationalstaatlichen Orientierung der Außenpolitik des Dritten Reiches gewarnt wurde.

<sup>15</sup> E. Forschbach, aaO, S. 120

<sup>16</sup> z. B. im „Politischen Dienst für SS und Polizei“, der im Reichssicherheits-hauptamt unter Patronage des SS-Obergruppenführers Gottlob Berger herausgegeben wurde, vor allem im Artikel „Reichsidee, Europa und Imperialis-mus“ der 6. Folge.